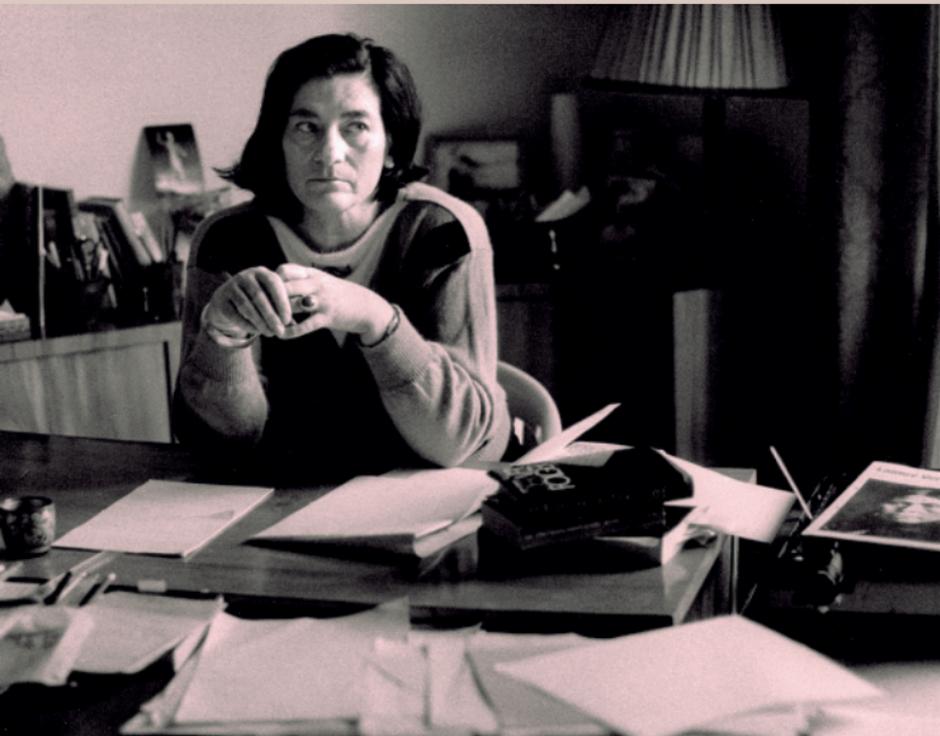


# Christa Wolf

## Voraussetzungen einer Erzählung: Kassandra



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4053

Es war ein spektakuläres Ereignis, als Christa Wolf 1982 an der Frankfurter Johann Wolfgang Goethe-Universität ihre Poetik-Vorlesungen hielt. Darin erzählt sie von einer Griechenlandreise, während deren das *Kassandra*-Projekt Form annimmt, gibt Einblick in ihr Arbeitstagebuch, fragt nach der historischen Wirklichkeit dieser mythologischen Figur und nach den Bedingungen weiblichen Schreibens, um schließlich ihrem Publikum eine Vorstufe zu einem ihrer berühmtesten Texte zu präsentieren: Mit ihrer Erzählung *Kassandra* (st 4052) und den Frankfurter Poetik-Vorlesungen *Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra* entwirft Christa Wolf ein dichtes Gewebe aus literarischem Text und poetologischer Reflexion.

Christa Wolf, geboren 1929 in Landsberg/Warthe (Gorzów Wielkopolski), lebt in Berlin und Mecklenburg-Vorpommern. Ihr Werk, das im Suhrkamp Verlag erscheint, wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, darunter dem Georg-Büchner-Preis und dem Deutschen Bücherpreis für ihr Gesamtwerk. Zuletzt veröffentlichte sie den Erzählungsband *Mit anderem Blick* (st 3827) und *Der Worte Adernetz. Essays und Reden* (es 2475).

Christa Wolf  
Voraussetzungen  
einer Erzählung:  
Kassandra  
*Frankfurter  
Poetik-Vorlesungen*

Suhrkamp

Die Erstausgabe von  
*Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra*  
erschien 1983 im Luchterhand Verlag,  
Darmstadt und Neuwied.

Der Text, der dem 2000 erschienenen Band 7  
der von Sonja Hilzinger herausgegebenen  
*Werke in zwölf Bänden* folgt,  
wurde für diese Ausgabe neu durchgesehen  
und korrigiert.

Umschlagfoto: Renate von Mangoldt

suhrkamp taschenbuch 4053

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46053-5

I 2 3 4 5 6 – I3 I2 II IO 09 08

Voraussetzungen einer Erzählung:  
Kassandra



Diesem düsteren Geschlecht ist nicht zu helfen; man mußte nur meistens verstummen, um nicht, wie Cassandra, für wahnsinnig gehalten zu werden, wenn man weissagte, was schon vor der Tür steht.

*Goethe*



Meine Damen und Herren,

»Poetik-Vorlesungen« heißt dieses Unternehmen, aber ich sage Ihnen gleich: Eine Poetik kann ich Ihnen nicht bieten. Meinen Verdacht, daß ich selber keine besitze, konnte ich mir durch einen einzigen Blick ins »Lexikon der Antike« bestätigen. »Poetik«: Lehre von der Dichtkunst, die, im fortgeschrittenen Stadium – Aristoteles, Horaz –, eine systematische Form annimmt und deren Normen seit dem Humanismus in zahlreichen Ländern »weithin Gültigkeit« erlangen. Der Weg zu neuen ästhetischen Positionen, lese ich, führe über die Auseinandersetzung mit diesen Normen, in Klammern: Brecht. Ich spotte ja nicht, und ich leugne selbstverständlich den Einfluß nicht, den herrschende ästhetische Normen auf jeden haben, der schreibt (auch auf jeden, der liest und der die verinnerlichten Normen seinen persönlichen Geschmack nennt). Aber den wütenden Wunsch, mich mit der Poetik oder dem Vorbild eines großen Schreibers auseinanderzusetzen, in Klammern: Brecht, habe ich nie verspürt. Dies ist mir erst in den letzten Jahren merkwürdig geworden, und so kann es sein, daß diese Vorlesungen nebenbei auch die gar nicht gestellte Frage mit behandeln, warum ich *keine* Poetik habe.

Hauptsächlich aber will ich Sie bitten, mir auf eine Reise zu folgen, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Ich bin in den letzten ein, zwei Jahren einem Stichwort nachgegangen, das hieß: KASSANDRA, und ich hatte Lust (sie verging mir zwischendurch, kam wieder), dieses eine Mal in groben Umrissen die Wege nach-

zuzeichnen, die das Wort mich führte. Vieles, das meiste vielleicht und Wichtigstes, bleibt ungesagt, auch wohl ungewußt, und das Gewebe – das übrigens, *falls* ich eine Poetik hätte, als ästhetisches Gebilde in ihrem Zentrum stünde – das Gewebe, das ich Ihnen nun vorlegen will, ist nicht ganz ordentlich geworden, nicht mit einem Blick überschaubar, manche seiner Motive sind nicht ausgeführt, manche seiner Fäden verschlungen. Es gibt Einschüsse, die wie Fremdkörper wirken, Wiederholungen, nicht bis zu Ende bearbeitetes Material. Dies ist nicht immer Absicht: Die Souveränität über den Stoff habe ich mir selbst erst erarbeiten müssen, und ich mache Sie zum Zeugen dieses Arbeitsvorgangs. Ich mache Sie auch zum Zeugen eines Vorgangs, der meinen Seheraster verändert hat, aber dieser Prozeß hat erst angefangen, und ich empfinde selbst scharf die Spannung zwischen den Formen, in denen wir uns verabredungsgemäß bewegen, und dem lebendigen Material, das meine Sinne, mein psychischer Apparat, mein Denken mir zuleiteten und das sich diesen Formen nicht fügen wollte. Wenn ich ein poetologisches Problem jetzt schon formulieren darf, so ist es dieses: Es gibt keine Poetik, und es kann keine geben, die verhindert, daß die lebendige Erfahrung ungezählter Subjekte in Kunst-Objekten ertötet und begraben wird. Sind also diese Kunst-Objekte (»Werke«) auch Produkte der Entfremdung innerhalb dieser Kultur, deren andere perfekte Produkte zum Zweck der Selbstvernichtung produziert werden?

Ich bin also persönlich vorgegangen. Ich beobachte verschiedene subjektive Formen bei der Arbeit, die sie leisten können, die ich in ihnen leisten kann. Die *erste* und die *zweite Vorlesung*, zwei Teile eines *Berichts über*

*eine Griechenlandreise*, bezeugen, wie die Cassandra-Gestalt von mir Besitz ergreift und ihre erste vorläufige Verkörperung erfährt. Die *dritte Vorlesung* versucht in Form eines *Arbeitstagebuchs* die Verklammerung zwischen Leben und Stoff nachzuzeichnen, in der *vierten Vorlesung, einem Brief*, frage ich nach der historischen Wirklichkeit der Cassandra-Figur und nach den Bedingungen weiblichen Schreibens, früher und heute. Die *fünfte Vorlesung* ist eine *Erzählung* unter dem Titel: Cassandra. Meine übergreifende Frage richtet sich auf, genauer: gegen das unheimliche Wirken von Entfremdungserscheinungen auch in der Ästhetik, auch in der Kunst.



## *Erste Vorlesung*

### Ein Reisebericht über das zufällige Auftauchen und die allmähliche Verfertigung einer Gestalt

Die Stadt kannst du wechseln, den Brunnen nicht.  
*Chinesisches Weisheitsbuch*

Unbewußt, was ich suchte, und nur, weil es sündhaft gewesen wäre, diese Gelegenheit zu versäumen, wollte ich also nach Griechenland. Schrieb »Tourismus« als Reisegrund in die Formulare, verschwieg jedermann, auch mir selbst, daß ich ihrem Rücklauf und ihrer Verwandlung in gültige Visa – ein undurchschaubarer Vorgang – mit Seelenruhe entgegensah, habe Vorfreude mehr vorgetäuscht als empfunden und mich überhaupt in ironischer Verfassung gehalten (... »das Land der Griechen mit der Seele suchend ...«!); habe mich unter dem Vorwand, Eindrücke unvermittelt genießen zu wollen, nur schwach mit Kenntnissen ausgerüstet und mich dann nicht sehr über meinen Lachanfall gewundert, als wir durch ein Versehen der Fluggesellschaft die uns bestimmte Maschine nach Athen verpaßten.

Von jetzt an konnte es interessant werden. Heiter liefen wir die Flughafentreppe wieder hinunter. Nicht das Gesetz, der Zufall würde unsere Reise regieren, ein selbstherrlicherer Herrscher, unberechenbar, schwer zu durchschauen, kaum zu überlisten, nicht zu kommandieren. Zufall – flüchtiger Stoff, ohne den keine Erzählung aus-

kommt, die »natürlich« wirken will, aber wie schwer dingfest zu machen. Ein Taxi. Die Klammern des Unabwendbaren lockerten sich. Dieses eine Mal griffen die Prämissen, die das für jede Lebenssekunde vorbestimmte Ergebnis produzieren, nicht ineinander, sondern ins Leere; Moira, das Schicksal, suchte uns vergebens in der Maschine, die soeben in Athen landete; unauffindbar, nicht registrierte Schattengestalten ohne Gepäck, fuhren wir durch die Straßen von Berlin, Hauptstadt der DDR; fremd, seltsam berührt, unerkennbar gingen wir durch eine unerkennbare Stadt, aßen im Palasthotel ostasiatisch für das Geld, das auf der Zoll- und Visa-Erklärung festgelegt war, holten Opernkarten und erzählten uns auf der belebten Friedrichstraße die Geschichte vom geschenkten Tag. Unter Beobachtung von Vorsichtsmaßregeln schlichen wir uns in unsre eigne Wohnung ein, die leer war; schliefen; sahen abends befremdet *Die Entführung aus dem Serail*, uns mühsam der Übereinkünfte entsinnend, an die man sich halten muß, wenn der Zauber wirken soll. Noch konnten wir nicht ahnen, daß wir Text und Melodie der letzten Zeilen vier, fünf Wochen lang nicht mehr loswerden würden: »Wer diese Huld nicht schätzen kann, / den seh man mi-hit Veherachtung an.«

Am nächsten Vormittag, in der leeren Wohnung, in die kein Anruf, kein Brief sich mehr verirrte, begann ich die »Orestie« des Aischylos zu lesen. Ich konnte mir noch zusehen, wie ein panisches Entzücken sich in mir ausbreitete, wie es anstieg und seinen Höhepunkt erreichte, als eine Stimme einsetzte:

Oh! Oh! Ach!

Apollon! Apollon!

Kassandra. Ich sah sie gleich. Sie, die Gefangene, nahm mich gefangen, sie, selbst Objekt fremder Zwecke, besetzte mich. Später würde ich danach fragen, wann, wo und von wem die nötigen Übereinkünfte getroffen waren: Der Zauber wirkte sofort. Ihr glaubte ich jedes Wort, das gab es noch, bedingungsloses Vertrauen. Dreitausend Jahre – weggeschmolzen. So bewährte sich die Sehergabe, die ihr der Gott verlieh, nur schwand sein Richtspruch, daß ihr niemand glauben werde. Glaubwürdig war sie mir in einem andern Sinn: Mir schien, daß sie als einzige in diesem Stück sich selber kannte.

Undistanziert, nach dem Grund von Ergriffenheit nicht fragend, fragte ich auch nicht, was die Absicht des Aischylos mit dieser Figur gewesen sein mochte, gewesen sein konnte. Ehe Cassandra den Mund auf tut, haben wir erfahren: Der Krieg gegen Troia ist aus. Der König, der die Achäer anführte und vor dessen Burg Mykenae wir stehen, Agamemnon, wird von seiner Frau Klytaimnestra und von den Greisen, die zu Hause bleiben mußten, nach zehnjähriger Abwesenheit zurückerwartet. Er kommt, auf dem Siegeswagen neben ihm sitzt Cassandra, die Troerin, Tochter des Troerkönigs Priamos, der tot ist, wie ihre Brüder und die meisten ihrer Schwestern tot sind. Troia ist zerstört, und sie hat dies alles vorausgesagt, doch ihre Landsleute haben ihr nicht geglaubt. Jetzt erlaubt sie sich, den Fremden, die sie umstehn, vorzusagen, ihr eigener König, der gerade von seiner Frau Klytaimnestra genötigt wurde, auf dem Purpurteppich des Siegers in seine Burg zu gehn, werde von eben dieser Frau ermordet werden. Den Fluch, der auf dem Hause der Atriden liegt, hat sie sofort gerochen. Der Chor der argivischen Greise

wundert sich: Sie folgt nicht der noblen Einladung der Klytaimnestra, am Opfer teilzunehmen, das drinnen vorbereitet wird. Man weiß nicht: Versteht sie überhaupt das Griechische?

CHOR: Komm, Cassandra! Geh hinein

Steig ab von deinem Wagen, füge dich dem Joch!

KASSANDRA: Apoll! Apollon!

Wegführer! Du!

Den andern allen

Gibst du Schutz!

Und mich vernichtest du,

Apoll,

Zum zweiten Mal!

Der Chor wundert sich wiederum: Spricht Gott durch einen Sklavenmund? Wie kann diese Sklavin gegen Anstand, Regel und Sitte ausgerechnet dem Apoll mit Klagen nahn? – Flüchtig taucht mir die Frage auf: Ist es vielleicht ein anderer Apoll, den die Troerin von Kleinasien anruft, als der, den die Griechen auf dem Festland verehren? Da schreit sie schon wieder, fügt Unpassendes zu Unpassendem, ein »Menschenschlachthaus« nennt sie das Haus des Agamemnon, auf das sie angewiesen ist. Worauf die Greise, die sie zuerst mit einem »neugefangnen Wild« verglichen, dann ihr Mitleid beteuert haben, nun anfangen, mißtrauisch zu werden, zurückhaltend:

So findig wie der Spürhund auf der Fährte

Ist die fremde Frau.

Schon wittert sie, wonach sie forschte:

Mord.

Da denken sie ganz heutig, die Greise vor mehr als zwei Jahrtausenden, ein Hund, kein Mensch, ist's, der aus-

gräbt aus der Vergangenheit ihres Königshauses, was sie alle wissen: Kindermord und Menschenfraß. Es geht zu weit, daß die fremde Gefangene es hier auf offenem Platz herausschreit:

Seht da! Die Zeugen! Rot von Blut!

Schreiende Kinder! Säuglinge!

Das Schlachtfest!

Da! Das Fleisch gebraten.

Das der Vater . . . frißt!

Ganz fraglos könnte der Chor der überwältigten Seherin die Namen zu ihren Alp-Gesichten nennen: Atreus, des Agamemnon Vater, der seines Bruders Thyestes Kinder schlachtet und ihr Fleisch dem Vater vorsetzt: Derartiges scheint in Kleinasien auch bei Thronstreitigkeiten nicht der Brauch zu sein; aber nein. Nun verbieten die patriotischen Greise der unbefugten fremden Frau den Mund:

Schweig still!

Wir wissen, daß du deine Seherkunst verstehst.

Aber wir brauchen keine Prophetie:

Hier nicht!

Auf wessen Seite steht eigentlich dieser Aischylos? Oder versucht er das Kunststück, einem jeden gerecht zu werden. Zwischen ihm und dem früheren Homer, der die Kunde vom Troianischen Krieg weitergab, liegen mindestens dreihundert Jahre. Das Nachwort belehrt mich, daß Aischylos im Jahr 456 vor unserer Zeitrechnung für die »Orestie« den ersten Preis im Tragödienwettbewerb von Athen errang. Und die Ereignisse, auf die er sich bezieht, verlieren sich, wie seine Gestalten, in der Dämmerung des Mythos. Da mag, denke ich, Gerechtigkeit dem Tragöden nicht so schwer geworden sein.

Wir schreiben den 20. März 1980. Der Zufall, Tyche, hat mich in den Bannkreis eines Blicks gebracht. Ich weiß nicht, wer von Himmlischen oder Irdischen sich die Hände reiben mag, wie ich da, abgefertigt von Paß- und Meldewesen und vom Zoll, gehindert, durch irgendeine Tür hinauszugehn, seit Stunden eingesperrt im Transitraum des Flughafens Berlin-Schönefeld sitze, den Aischylos auf den Knien, angewiesen auf eine Maschine der Syrian Airlines, die noch immer nicht in Kopenhagen abgehoben haben soll, umgeben von jungen Westberliner Frauen und Ehepaaren, die vor Ostern von Schönefeld aus billiger nach Athen kommen wollen und deren Kinder den Transitraum in ein Spiel- und Sport-Center umfunktioniert haben. Wie ein grobes Netz hängen des Aischylos Zeilen mir vor Augen, durch dessen weite Maschen ich eine Gestalt sich regen sehe, in einer Art, die schwer zu benennen ist. Bescheidwissend, könnte ich sagen. Ich sehe sie die Insignien ihres Standes ablegen:

Fort mit dem Seherstab! Gelächter und Gespött!

Fort mit der Priesterbinde um das Haupt!

Fort! Fort! Noch lebe ich, und breche diesen Stock  
entzwei.

Den Kranz hinunter, bring er einer andern Glück!

Seht ihr? Apollon zieht das Priesterkleid mir aus:

Sehr lange trug ich es, und voll Geduld.

Und ich fühle ihr eine Erleichterung ab, die vielleicht durch ihre bloßen Worte nicht zu belegen ist. Einer drückenden Berufung endlich ledig zu sein, nichts dem Gott mehr schuldig («Jetzt führt der Seher seine Seherin zum Beil»), nichts ihren Landsleuten («Sie haben Ilion zerstört. Ich hab's gesehn, wie es geschah»); unberufen,

wenn auch nicht vom Zwang zu »sehen« frei, schuldet sie noch sich selbst – was eigentlich? Selbsterkenntnis, Distanz, Nüchternheit glaube ich, bei innigster Betroffenheit, aus ihrer Stimme herauszuhören. Etwas wie Triumph? Ist sie nun denen überlegen, die sie einst auslachten – »Freund und Feind!« – und sie Törin, Bettlerin, Lügenzauberweib, wahnwitzig, elend, Hungerleiderin genannt haben? Klagt sie die an? Gewiß nicht. Ihr Ton ist nicht rachsüchtig. – Ich scheine mehr von ihr zu wissen, als ich beweisen kann. Sie scheint mich schärfer anzusehen, schärfer anzugehen, als ich wollen kann.

Die kleineren Kinder, vier, fünf Jungen im gleichen Alter, haben sich ihre Spielzeugwaffen vorgeführt, sind dann in Minigruppen zerfallen, die einander bekämpfen, und rasen, Salven schießend, die Gänge zu den Abfertigungstoren entlang. Als es um Groschen und Markstücke für den Telefonapparat ging, haben wir unsere Identität als einzige DDR-Bürger unter den Passagieren aufdecken müssen. Inzwischen hat ein zwölfjähriges Mädchen herausgefunden, daß der zweite Apparat nicht mit Münzen gespeist werden muß, um zu funktionieren, und nun ist er von Halbwüchsigen umlagert, die hemmungslos mit Freund oder Freundin in New York, Athen oder Stockholm telefonieren. Wenn wir, wie in Aussicht gestellt, gegen 22 Uhr 20 abfliegen sollten, wären wir gegen zwei Uhr in Athen. Die Stimme von C., über den ersten Apparat, sehr fern und verzagt: Kommt ihr wirklich? Der Tisch ist schon lange gedeckt.

Zum letztenmal nimmt die müde Bedienerin am Getränkebuffet Bestellungen an, gegen Devisen natürlich, dann schließt auch sie, löscht das Licht über der Theke. Wir sind uns selber überlassen und unserm Zweifel, ob